

um die „eigentlichen Opfer auf der Männerseite“ an. Hier geraten die unterschiedlichen Grenzverletzungen, die in den verschiedenen Spielarten von Männlichkeiten geradezu verlangt werden, vollends aus dem Blick.

Jungen dürfen in Folge dessen, so die einen, auf keinen Fall unterstützt werden, damit sie nicht noch mehr Taten ausführen. Andererseits avancieren Jungen zu „armen Schweinen“, die gepusht, gepöppelt und gefördert gehören. Der Diskurs verläuft polarisierend und ausschließend.

Dagegen setzt sich in jungenbezogenen Fachkreisen zunehmend durch, dass es in der Praxis mit Jungen stets um das ambivalente, höchst widersprüchliche und schwer zu bearbeitende „Sowohl-als-auch“ geht. Wie also kann Jungen begegnet werden, wenn wir sowohl die **Täterseite** als auch die **Opferseite** zulassen, und zwar vor dem Hintergrund unterschiedlich vorgetragener Ideologien von Männlichkeit und der dazugehörenden geschlechtstypischen Verarbeitung (vgl.: Olaf Jantz 2001a)?

Junge sein – Mann werden (müssen) - ein Modell für Männer und für Frauen

Ich gehe davon aus, wie wir das in Anlehnung an Robert W. Connell weiter oben entfaltet haben (vgl. Olaf Jantz, Christoph Grote „Mannsein ohne Männlichkeit“ in diesem Band), dass ein **Junge sein** ohne irgendeine Ideologie von Männlichkeit möglich wäre, wenn es gelingt, die Definitionsmacht von Männlichkeiten und insbesondere diejenige der hegemonialen außer Kraft zu setzen. Zunächst mag das hypothetisch erscheinen, doch in der Praxis von Jungenarbeit bietet diese Sicht einen ausgezeichneten Möglichkeitsraum für Jungen selbst und hervorgehoben für ihre erwachsenen BegleiterInnen. Da viele Jungen ihre Bedürftigkeit in Form eines **männlichen Habitus** gestalten, der uns auf die eine oder die andere Art ungemein viel Aufmerksamkeit abverlangt, besteht im steten Alltag das Risiko, dass wir von der einen oder der anderen Seite „aufgefressen“ werden könnten (vgl. zur einführenden Betrachtung der Verbindung der Analyse von Pierre Bourdieu mit dem Modell der Hegemonialen Männlichkeit: Michael Meuser, Cornelia Behnke 1998). WelcheR kennt das nicht, dass der eine Junge immer wieder „auf die Nerven geht“ und wir nur all zu bereit werden, ihn bereits bei einem geringen Grenzübertritt hart zu bestrafen. Oder jedeR, der einmal das Vertrauen von „auffälligen Jungen“ geschenkt bekam, kennt wahrscheinlich die (aus)saugende Kraft von „verletzten Jungen“, wenn sie all ihre Bedürftigkeit lebendig werden lassen. Die jeweils andere Seite nicht zu übersehen ist ebenso wichtig wie gleichermaßen anstrengend. Manchmal sind beide Seiten zugleich im turbulenten Alltag kaum zugänglich und v.a. nicht spürbar. Eine Seite wird verdrängt oder nicht zugelassen. Dann scheint es auch in der kritischen Betrachtung (z.B. in einer Fallbesprechung) nur die eine Seite zu geben. Doch die andere ist ebenso vorhanden, ebenso einflussreich und ebenso wichtig für das Handeln der Jungen!

Es geht also darum, ein Instrumentarium zu entwickeln, mit dem es gelingt, auch im Stress des pädagogischen Alltags beide Pole im Blick zu behalten und damit auch alle Nuancen dazwischen. Wie bleibt die Vielschichtigkeit jedes einzelnen Jungen spürbar - allen

Reduzierungen im männlichen Habitus zum Trotz? - Wie können wir die Vielfältigkeit und Kreativität von Jungen fördern?

Dafür bietet das nachfolgende Modell eine Orientierungshilfe an. Mir persönlich hilft es, sowohl im geschlechtshomogenen Setting in Beratung, Therapie, Sozialpädagogik und Bildung als auch in der geschlechtsgemischten Gruppenarbeit, die Beziehung von mir zu dem einzelnen Jungen zu verstehen und zwar sowohl von seiner Seite her als auch aus meiner Perspektive.

Das Modell bietet ein Koordinatensystem, um die Konturen der **Mannwerdung** für Jungen zu erkennen. Es dient zunächst der Verortung meiner (Gegen)Reaktionen auf das Handeln von Jungen und dem Verständnis meiner eigenen (Abwehr)Gefühle ihnen gegenüber, indem das Modell die unterschiedlichen Wirren des **Jungeseins** spezifisch zu erfassen vermag. Es begegnet mir in den meisten sozialen Feldern, dass Jungen enorm viel Abwehr(gefühle) auslösen. Männer und Frauen entwickeln jeweils geschlechtstypisch einen derartigen Widerstand gegen bestimmte Seiten der Jungen, dass sie die Jungen selbst dabei aus den Augen verlieren. Eine Empathie für ihre Art zu Lernen, Denken und Handeln scheint dann blockiert zu sein. Für BeobachterInnen offensichtlich scheint sich die innere Blockade von Jungen auf ihre erwachsenen BegleiterInnen zu übertragen.

Ich gehe davon aus, dass eine **bewusste Jungenarbeit** nur durch männliche Kollegen geleistet werden kann (s.o.). Da aber der allergrößte Teil der Erziehung und (Primar)Bildung von Frauen geleistet wird, verstehe ich das Modell auch als ein Angebot für diejenigen Frauen, die sich mit Jungen gezielt beschäftigen. Die im Modell vorgestellte Sicht auf Jungen kann meiner bisherigen Erfahrung nach weiblichen, sozialen Fachkräften ein Verständnis für die Extreme bieten, die Jungen so oft präsentieren und damit die alltägliche (Beziehungs-)Arbeit erleichtern. Die im Alltag notwendige bewusste **Arbeit mit Jungen** durch Pädagoginnen könnte hierdurch unterstützt werden. Damit hoffe ich die oftmals geäußerten Befremdungen, die Frauen im Umgang mit Jungen erleben, aufzuheben.

Ich gehe davon aus, dass sich eine Begleitung von Jungen zwischen Begegnung und Veränderung für alle Seiten gehaltvoll gestalten lässt! Doch zunächst das Modell:

XX

X
X
X
X
X

Modell: Jungesein – Mann werden (müssen)

XX

Dieses Modell ist so zu lesen, als stellten wir einen bestimmten Jungen in die Mitte. Von seinem Zentrum aus entfaltet sich der Blick auf die unterschiedlichen Aspekte seiner (Er)Lebenswelt. Ich behaupte also, dass es für sämtliche Jungen gilt, ohne dass es für alle gleich wäre. Die jeweilige Individualität lässt sich m.E. vor dem Hintergrund dieses universellen Rasters für die Praxis mit Jungen tiefergehend und nachhaltig verstehen. Das Modell versucht also einen Blick auf Jungenrealitäten zu gewähren, indem es ein gezieltes Instrumentarium zum Verständnis anbietet.

In der Mitte, also als zentraler Fluchtpunkt, steht die **MÄNNERWELT**. Jungen orientieren sich daran, was ihnen von Männern vorgelebt oder zuweilen auch nur vorgegaukelt wird. Der Mythos einer Überlegenheit von Männern gegenüber Frauen treibt auch in modernen Facetten von Männlichkeiten ihre Blüten. Noch immer ist es beispielsweise für einen Lehrer schwierig, wenn ihn seine Frau z.B. als Professorin überragt. Noch immer ist eine gleichberechtigte Position zwischen Männern und Frauen mit Spannungen, Brüchen und Gegenläufigem zum präsentierten Anspruch begleitet, wenn sie dann mal stattfindet. Männer präsentieren ihre Autonomiebeweise demonstrativ vor den Augen und Ohren von Jungen, so dass diese sie für normal halten und für männlich. Maskuline Identitätsmerkmale wie etwa das schnelle Auto, die überlegene berufliche Position, die Sportlichkeit usw. dienen dazu, seinen Mann zu stehen, auch innerhalb der Konkurrenz zwischen Männern und eben zwischen Vater und Sohn. Im Prinzip verläuft es so, wie es eine aktuelle Autowerbung (etwas zugespitzt) ins Bild gesetzt hat: Da kommt der Vater zu seinem Sohn, der an seiner Spielekonsole sitzt. Der Junge prahlt mit den technischen Daten von Spiel und Computer. Er lässt den Vater nicht an sich und seinen Identitätsbeweis heran. Der Vater fühlt sich degradiert. In der nächsten Szene sitzen Vater und Sohn im tollen Auto. „Darf ich auch mal?“ Keine Antwort – gar nicht nötig, denn der Junge ist ja noch nicht volljährig. Statt dessen: „Tja, x Zylinder, y PS, xxy Spitze, elektrische Fensterheber, ...“ Der Junge fällt in sich zusammen, körperlich. Die Botschaft des Vaters drängt sich auf: 1. Werde erst mal erwachsen! 2. Dein Spiel kann mit meinem Auto gar nicht konkurrieren! 3. Meine Identität ist mächtiger - zumindest jetzt noch. 4. Deine Identitätspräsentation ist, zumindest im Vergleich mit meiner eigenen, gescheitert. 5. Tja hättest Du Dich mal gar nicht erst auf den Demonstrationenkampf eingelassen! 6. Ich bin zufrieden.

Zwar kommen beide nicht zusammen und finden keinen gemeinsamen Spaß, ob im Computerspiel oder im Auto(spiel), aber das Verhältnis ist wieder hergestellt: Der Mann-Vater ist überlegen.

Während es sich hierbei immerhin um eine real stattfindende Face-to-face Begegnung zwischen Vater-Mann und Sohn-Junge handelt, finden die meisten Ausprägungen von Männlichkeit eher auf der Ebene von Phantasien statt. Weil fassbare Männer im Alltag fehlen, werden diejenigen idealisiert, die (scheinbar) zu haben sind: Medienfiguren, Titelhelden, Sportler, Trainer, Lehrer, Pädagogen, ja, oftmals gerade auch die Jungenarbeiter und jene Männerbilder, die Jungen entwickeln, wenn sie sich vorstellen, was ihre Väter alles bewerkstelligen. Diese imaginierten Bilder ihres Vaters als Prototyp eines Mannseins unterfüttern nach wie vor sämtliche **IDEOLOGIEN VON MÄNNLICHKEIT(EN)**. Das verläuft m.E. auch nach der Jahrtausendwende immer noch so, wie es Dieter Schnack und Reiner

Neutzling bereits Ende der 80er Jahre vorfanden und so treffend in ihrem „Kleine Helden in Not“ entlarvten: „In einem ähneln sich die hier beschriebenen Männer: Sie sind für ihre Söhne nur schwer und schemenhaft zu erkennen. Es macht nichts, dass sie keine Helden sind, Jungen brauchen keine Helden zum Vater. Das Problem besteht darin, dass sie sich für Helden halten oder felsenfest davon überzeugt sind, dass sie ganz hervorragende Helden abgäben, wenn man, besser gesagt, wenn frau (oder der Chef) sie nur lieben. [...] Die Jungen machen sich nur zu oft auf die Suche nach dem wirklichen Leben ihrer Väter, eine Suche die diese tunlichst vermeiden. Wie sehr sie von ihren Söhnen geliebt werden, übersteigt ihr Vorstellungsvermögen. Zum perfekt inszenierten Mann, so scheint es, gehört der Verlust der Erinnerung.“(Dieter Schnack, Reiner Neutzling 1992, S.86f)

Doch mag die Ideologie noch so gefestigt, mögen die Abwehrstrategien noch so ausgefeilt sein, schließlich wissen alle Männer, dass es ganz andere Seiten gibt. Schließlich entdecken Jungen, dass ihr Jungesein weitaus mehr durch zuweilen quälende Gefühle von „sich klein fühlen“ begleitet wird, als dass es „Größe“ und „Bewunderung“ erbringt. Die alltägliche **REALITÄT DES JUNGESEINS** bewirkt stetige Demütigungen und Verletzungen, da sie doch offenbart, wie wenig der Einzelne der jeweiligen Ideologie von Männlichkeit entspricht. Sämtliche Autonomiebeweise in der Männerwelt sind genau in dieser Spannung zwischen der gesetzten Ideologie von Männlichkeit(en) und der erlebten Realität des JungeSeins zu verstehen. Die Balance fällt um so schwerer, je weniger sich der einzelne Junge von der angestrebten Männerwelt akzeptiert fühlt. Dysfunktionales Handeln entsteht zumeist, wenn Jungen überhaupt keine Chance mehr sehen, irgendwann aufgenommen zu werden. Auch Gewalthandeln ist dabei nicht als Abweichung, sondern als Verlängerung der männlichen Norm zu begreifen. (Vgl. vertiefend z.B.: Hans-Volkmar Findeisen, Joachim Kersten 1999 und Anita Heiliger, Constance Engelfried 1995.)

Das innere Erleben wird gespalten

Diese horizontalen Spannungen zwischen Ideologie und Realität erzeugen weitere vertikale Spaltungen, die Jungen typischerweise zu verarbeiten lernen. Es entstehen 3 Pole im Inneren und mindestens zwei Pole im Äußeren: In dem Schonraum der Jugend bieten die geschlechtshomogenen Peer-groups eine hervorgehobene Möglichkeit, eigene Identitäten zu erproben, zu modifizieren, neue zu kreieren oder alte zu festigen. Durch die umfangreichen Versuche, eine eigene Kultur zu entwickeln, die sowohl die kindliche als auch die erwachsene Seite zu integrieren sucht, entstehen labile Versuche einer männlichen Identität. Da jedoch wenige Positivdefinitionen von Männlichkeit vorliegen, werden wiederkehrende Handlungsroutinen als Männlichkeitsbeweise zentral wichtig. Solche Männlichkeitsrituale auch im Sinne einer Demonstration von Autonomie und Überlegenheit werden zunehmend in der Jungengruppe eingeübt und weitergegeben. Sie sind angelehnt an das, was Jungen aus der Männerwelt als Orientierungspunkte identifizieren. In diesem Zusammenhang begegnet uns eine **JUNGENKULTUR**, die sich bewusst von der **MÄDCHENKULTUR** absetzt. Und um Missverständnissen vorzubeugen, sei betont:

1. Auch wenn einiges ähnlich ist, erleben wir unterschiedliche kulturelle Präsentationen.
2. Auch wenn sich die unterschiedlichen Jungenkulturen vielfach unterscheiden, so besitzen sie dennoch den gemeinsamen Kern der Suche nach Männlichkeit.
3. Diese Segmente der Jugendkulturen unterscheiden sich wiederum von sämtlichen Erwachsenenkulturen aufgrund des sozialen Status ihrer jeweiligen Mitglieder.
4. In Wirklichkeit handelt es sich also um ein komplexes Bedingungsgefüge, das nicht für jeden Jungen differenziert aufgelistet werden kann. Es stellte sich auch die Frage, ob dies so sinnvoll wäre. Denn jeder Bewältigungsversuch, jede Verarbeitung und jede Lebensplanung bleibt bei aller Standardisierung der Bedingungen dennoch individuell!

Ohne also auf die Differenzierungen eingehen zu wollen (vgl. hierzu z.B. Ilka Reinert, Olaf Jantz 2001) ist das Modell so zu verstehen, dass der zu betrachtende Junge in einer oder meist in mehreren Jugendkulturen zu Hause ist. D.h. ein Großteil seines Handelns ist zumindest an den kulturellen Codierungen dieser Bezugsgruppen orientiert. Dies bringt für Eltern einige Entfremdungspotentiale von ihren Söhnen mit sich. Für PädagogInnen bedeutet dies, verstehen zu müssen, wie der einzelne Junge in welcher Jungenkultur eingebunden ist, real oder auch nur im Wunsch des Jungen. Es ist mir immer wieder begegnet, dass ein jugendlicher Junge rechtsextreme Orientierungsmuster zelebriert, obwohl oder eben gerade weil er NICHT in einer rechtsextremen Gruppe integriert war. Gewalttätige Männlichkeitsbeweise sind vor diesem spannungsreichen Verhältnis zu der autoritären Jungenkultur besser nachvollziehbar.

Auf der anderen Seite loten Jungen, vermittelt über die heterosexuelle Zwangsmatrix einer angeblich gelungenen männlichen Identität, ihr gesamtes Handeln und einen Großteil des Denkens an dem aus, was ihnen Mädchenkulturen präsentieren. Einerseits grenzen sich Jungen eindeutig von dem ab, was für Mädchen Gültigkeit besitzt. Andererseits versuchen sie deren Anforderungen bzw. Wünschen an Jungen gerecht zu werden. Damit bieten sowohl Jungen- als auch Mädchenkulturen hervorgehobene Orientierungsmuster für die Suchbewegungen von Jungen. Und die geschlechtsspezifische Trennung bekommt qua Sozialisation eine existenzielle Bedeutung. Dabei spielt das Motiv, dass Mädchen zu beschützen seien und dass Jungen es den Mädchen recht machen mögen, immer noch eine zentrale Rolle. Beispielsweise berichten Jungen in sexualpädagogischen Seminaren nach wie vor, dass es doch darum ginge, dass es „für das Mädchen schön“ sei. Ob sie selber Spaß dabei hätten, ob es ihnen wehtäte, „wenn das Mädchen noch nicht so weit“ sei, das sei doch „nicht so wichtig“. Wir können dies zumindest als den Beginn einer Gewaltphantasie verstehen, eine Gewalt die sich gegen das Mädchen richtet und eine Gewalt, die sich auch gegen den Jungen selbst richtet ...

Noch halb Kind und schon fast erwachsen

Bereits früh beginnen die männlichen Delegationen an Jungen, die sich ontogenetisch mit zunehmender Rigidität verfestigen. Doch auch im jugendlichen Alter zeigen sich viele Jungen immer wieder kindlich. Es entsteht eine Spannung zwischen dem erwachsen werden müssen und dem Wunsch nach kindlicher Ausgelassenheit. Dies erklärt die zuweilen extrem starken Pendelbewegungen zwischen vernünftigen Einstellungen und dann wiederum geradezu naiven Durchbrüchen bei vielen Jungen. Es erscheint mir wichtig zu betonen, dass Jungen spätestens ab dem Ende der Grundschule weder **KINDER** noch **ERWACHSENE** sind, wenngleich die Betonung des ersteren erst im Laufe der Jahre zugunsten einer hervorstechenden Präsentation des zweiten allmählich weicht. Das jugendliche Jungesein stellt eine jeweils individuelle Verbindung dieser beiden Seiten dar. Jungesein bedeutet in diesem Alter weder „kleiner Junge“ noch „erwachsener Mann“ zu sein und sich dennoch immer wieder nach beidem zu sehnen, es allem Äußeren zum Trotz zu versuchen und dann wiederum daran zu scheitern!

Für den Umgang mit Jungen bedeutet diese Sicht, dass es auf der einen Seite sehr sinnvoll ist, z.B. „Verträge mit Jungen“ zu schließen, die sie mit dem nötigen Vertrauensvorschuss auch (erwachsen) verantwortungsvoll eingehen. Beispielsweise kann man Jungen zumuten, das gesamte Taschengeld des Monats zu Beginn desselben ausgehändigt zu bekommen, auch bei Jungen im Heim bzw. der Erziehungshilfe. Gleichzeitig sollten die BegleiterInnen auch dann noch Verständnis zeigen, wenn es den Jungen nicht gelingt, dieses Geld erwachsen zu verwalten. Grenztests, sich ausprobieren oder gar kindliche Durchbrüche nach Maßlosigkeit sind Aspekte, die in der Jugend einfach dazugehören, die wir sowohl Jungen als auch Mädchen zugestehen müssen. Dennoch benötigt die kindliche Seite Begleitung, Umsorgung und Begrenzung, während die erwachsene Seite das Signal sucht: „Ich vertraue darauf, dass Du es schaffst!“ Insofern geht es dann darum, gemeinsame Wege zu finden, wie sich der Junge selbst schützen kann, bzw. wie er Selbstverantwortung erlernt bei einem Verständnis dafür, dass er, wie wir alle, nicht immer alles im Griff behalten kann. Es geht also um die lebbare Balance zwischen Kindlichkeit und Erwachsensein, mit der Chance, auch die Pole in unterschiedlichen Situationen ausleben zu dürfen.

Noch ganz viel Kuscheln und ganz stark sein (müssen)

Insbesondere die kindlichen Wünsche offenbaren eine umfassende **BEDÜRFTIGKEIT**, die sämtliche Jungen haben, aber nur dosiert zeigen. Vielmehr noch ist bei vielen Jungen die dominante Seite sicht- und spürbar. Wenn Jungenprojekte zustande kommen, dann geht es zumeist um die Seite der **DOMINANZ**: Um Aufmerksamkeit kämpfende Jungen, laute Jungen, aggressive Jungen, machtvolle Jungen, gewalttätige Jungen und eben dominante Jungen sollen zu mehr Einfühlsamkeit, sozial fürsorglichem Handeln, besserer Lernfähigkeit, kommunikativer Kompetenz, Defensivität und Antisexismus erzogen werden. Insbesondere weil andere Jungen und der Großteil der Mädchen unter ihnen leiden, rückt dann die Dominanz, die Jungen ausüben, in den Fokus der pädagogischen oder therapeutischen

Bemühungen. Doch auch bei diesem Teil der Jungen gibt es die andere Seite und zwar immer! Und bei den leisen Jungen, den zurückgezogenen Jungen, den verletzten Jungen, den kreativen Jungen, den sensitiven Jungen, den sozial kompetenten Jungen und eben den hilfsbedürftigen Jungen ist die Bedürftigkeit bereits offen sichtlich. Besonders deutlich tritt die Bedürftigkeit zutage, wenn sich Jungen mit ihren Taten selbst etwas sehr Wichtiges zerstört haben, beispielsweise wenn sie als Folge ihres Handelns von ihrer Freundin verlassen wurden. Die Breite und v.a. die Tiefe der narzisstischen Kränkung im Zusammenhang mit einer manchmal gar lebensuntüchtig machenden Hilfsbedürftigkeit öffnet ein „Fass an Bedürftigkeit“, das -aufgrund eines enormen Lecks im Boden- nicht mehr zu füllen scheint. Selbst ältere Jungen und viele Männer noch geraten in den Sog eigener Kränkungen, so dass sämtliche Versuche, sie emotional nähren zu wollen, an dem riesigen Ausmaß an Bedürftigkeit zu scheitern drohen. Diese Jungen beginnen zu „kletten“, sie binden sich an den nächsten Fels in ihrer umtösenden Brandung. Diese Seite wird im Klischee beispielsweise des kriminell gewordenen Skin Heads, der von Vater und Mutter übersehen wurde, auf die Spitze extrahiert. Dann irgendwann, wenn alles zusammenbricht, wenn ihn seine Kameraden verlassen haben, dann bricht er in sich zusammen, dann zeigt er sich wimmernd, schutzlos und innerlich abgrundtief schwach. Also scheint das gesamte Selbstbewusstsein, sämtliche Überlegenheit und Macht nur Schale gewesen zu sein. Wenngleich dies nur im Einzelfall so vorkommen mag und hier nicht rationale Dimensionen und die politische Organisation rechtsextremen Denkens und Handelns weggeleugnet werden soll und darf, ist mir in der Bildungs- und Beratungspraxis genau dieses Klischee bei gewalterfahrenen Jungen mehrfach begegnet. Im Geschlechterverhältnis scheint es kein Klischee zu geben, das so klischeeisiert ist, als dass es nicht als Spitze des Eisbergs in der Realität vorkäme!

In der Tat können wir davon ausgehen, dass sämtliche Jungen unter Männlichkeit(en) leiden, dass ihnen die alltäglichen Anforderungen zu viel sind und dass existenzielle Bedürfnisse nach menschlicher Nähe, emotionaler Wärme, sozialer Umsorgung und einfach „klein sein dürfen“ allzu oft versagt bleiben. Oftmals sind Jungen auch von ihrer Mutter und insbesondere ihrem Vater in dieser Hinsicht unterversorgt. So bildet elterliche Erziehung eine unheilvolle Koalition mit den Agenten der männerweltbezogenen Sozialisationsagenturen, wie etwa im Verein, in der männlichen Peer-Group, in den Schulklassen usw.

Ich beobachte seit Jahren, dass sich hervorgehoben Männer nicht gezielt um Jungen kümmern, weil dies insbesondere zwei Ängste bei ihnen auslöst:

1. Die von Jungen präsentierte Bedürftigkeit einschließlich der damit einhergehenden vielfältigen Ängste erinnert an die eigenen (oftmals verdrängten) Ängste und die dahinter befürchtete eigene Hilflosigkeit.
2. Die bei Jungen „ahnbare“ Tiefe der Bedürftigkeit könnte so weit gehen, dass ihnen nicht zu helfen ist, so dass wir uns ohnmächtig fühlen, was unsere eigene Bedürftigkeit spürbar werden ließe.

Ich behaupte nun, dass eine gezielte Arbeit mit Jungen beide Aspekte zur gleichen Zeit im gleichen (pädagogischen oder therapeutischen) Raum berücksichtigen muss. Erst wenn sowohl die Seite der Dominanz als auch die Seite der Bedürftigkeit erlaubt sind, können

Jungen nachhaltige Wachstumsprozesse in der Jungenarbeit und in der geschlechtsbezogenen Arbeit mit Jungen durchlaufen. Das setzt voraus, dass die pädagogischen BegleiterInnen die eigene Polarität auszuleben lernen zwischen kindlicher Sehnsucht mit (narzisstischer) Bedürftigkeit auf der einen Seite und erwachsener Verantwortung mit pädagogischer Macht auf der anderen Seite. Dies ermöglicht eine authentische Begegnung zwischen PädagogIn und Junge, in der der Junge an der Transparenz des Modells (gleich- wie gegengeschlechtlich) wachsen kann.

Jungen und Männlichkeit – Täter- oder Opfergeschichte

Im pädagogischen Alltag geraten Jungen sehr oft erst durch Taten in den Blick pädagogischer Bemühungen wenn sie entweder im weitesten Sinne Taten ausüben, also Grenzen überschreiten oder aber (zunehmend mehr auch) wenn an ihnen Taten ausgeübt wurden, also ihre Grenzen überschritten wurden. Dabei scheint der Täter-Opfer-Dualismus unvermeidbar zu sein. Stets gibt es die eher Lauten, also diejenigen, die hervorgehoben ihre **TÄTERSEITE** präsentieren, oder die eher Leisen, also diejenigen, die ihre **OPFERSEITE** hervorheben, indem sie unter Anderen und Anderem leiden. Jede Jungengruppe scheint sich aufzuteilen in Täter, Opfer und Beobachter. Doch bei genauerer Betrachtung werden wir feststellen, dass sich Täter und Opfer stets vermischen. Es gibt einerseits die interpersonelle Vermischung, die offenbart, dass in jeder Jungengruppe sowohl Täter als auch Opfer vorhanden sind. Andererseits existiert m.E. in jedem Jungen eine intrapersonelle Vermischung von Täter und Opfer. Jeder Junge präsentiert sowohl eine Täterseite als auch eine Opferseite. Die Frage ist nur, welche er hervorgehoben präsentiert und welche personalen Ressourcen damit einhergehen. (Vgl. hierzu vertiefend: Olaf Jantz „Opfer in der Familie - Täter in der Peer-Group“ in diesem Band.)

Eine Jungenarbeit, die sich auf eine der beiden Seiten reduziert, reduziert damit auch die Chance auf einen angemessenen Zugang zu Jungen und sie reduzieren einen Teil der Jungen auf die offensichtlichen Aspekte ihrer Persönlichkeit. Erst wenn beide Seiten gleichzeitig gesehen und „behandelt“ werden, ist Jungenarbeit wirksam im engeren Sinne. Doch dies stellt hohe Anforderungen an die pädagogischen Begleiter, sowie an die Frauen, die mit Jungen gegengeschlechtlich arbeiten. Es geht darum, die Täterseite, die mit der Dominanz korrespondiert und die darüber mit der Erwachsenenenseite verschränkt ist, mit der Opferseite im Zusammenhang zu betrachten, die wiederum mit der Bedürftigkeit korrespondiert und darüber mit der Kinderseite verschränkt ist. Erst die gemeinsame „Behandlung“ der sechs Aspekte, die die polaren Enden jedoch jeweils zuzulassen vermag, verspricht den angemessenen Zugang zu Jungen. Darin besteht die eigentliche Hilfestellung des Modells, da wir hierüber stets die dazugehörigen und scheinbar gegenläufigen Aspekte zu erfassen vermögen. Auch wenn ein Junge gerade Opfer einer Tat geworden ist, lebt -neben der damit zutage tretenden Bedürftigkeit einhergehend mit dem kindlichen Wunsch nach Schutz- im Verborgenen auch die Täterseite mit erwachsenen Dominanzansprüchen. Diese kommen z.B. in „Rachegeleüsten“ oder Zerstörungsphantasien zum Ausdruck. Und somit benötigt dieser

Junge zunächst viel Trost und Zuwendung für das erfahrene Leid und dann aber alsbald ebenso dringend die Orientierung und Begrenzung durch die pädagogischen BegleiterInnen, um mit den zwangsläufig auftretenden Ohnmachtgefühlen umgehen zu lernen. Denn die männliche Sozialisation verlangt ja geradezu danach, die Schmach der Ohnmacht wieder in (gewalttätige) Macht umzukehren (männliche Gewaltspirale).

Es geht also darum, beide Seiten als Bestandteil männlicher Sozialisation zu begreifen, einzuordnen und „auszuhalten“. Die damit einhergehenden Widersprüchlichkeiten bieten einen guten Aufschluss darüber, wie der jeweilige Junge die Bewältigung männlicher Anforderungen an ihn zu bewerkstelligen versucht.

Ambivalenzen auszuhalten lernen

Ziel ist es, zu lernen, diese umfangreichen und oft verunsichernden Ambivalenzen auszuhalten. Es geht darum, Widersprüchlichkeiten in unserer Praxis nicht „wegmachen“ zu wollen, zu beschwichtigen oder gar zu leugnen. Vielmehr kann sehr viel mehr mit Jungen erreicht werden, wenn wir lernen, Spannungen zu ertragen. Dies gilt für Jungen wie PädagogInnen gleichermaßen. Damit dienen wir einerseits als Modell für eine erträgliche und ertragreiche Selbstwerdung. Denn dass die entfalten Pole nicht „wegwünschbar“ sind, erfährt jeder Junge jeden Tag - mehr oder weniger. Die Illusion einer in sich geschlossenen Identität mag bei Erwachsenen noch als Ideal funktionieren, aber Jugendliche entlarven jeden Versuch einer solchen Identitätspräsentation bei Erwachsenen als Lebenslüge. Die Glaubwürdigkeit von Lehrern und Pädagogen ist insbesondere für Jungen ein Gradmesser für die Verlässlichkeit der Person und damit für die Bereitschaft, sich auf eine Beziehung mit dem jeweiligen Mann einzulassen. Schließlich hängt der Erfolg der pädagogischen Arbeit auch von der Echtheit der Person des Pädagogen ab. Kinder und Jugendliche verfügen (noch) über den Zugang zu dem, was ich als „Authentizität des Seins“ bezeichnen würde: Dadurch, dass Jugendliche noch nicht so festgelegt sind, in dem was sie zu sein haben, in dem was sie bereits erreicht haben müssten, sind sie nicht so sehr in der aktuellen Identitätskonstruktion gefangen. Für sie sind auch andere Wege möglich und lebbar. Erst mit zunehmendem Alter werden hermetisch geschlossene Identitätsbeweise existenziell wichtig. Wenn ich befürchte, dass ich bereits seit 10 Jahren auf der falschen Fährte wandeln könnte, dann (er)finde ich doch besser gute Argumente, warum der eingeschlagene Weg, und damit die angeeignete Identität, doch der richtige bzw. die richtige ist. Damit sind sie gegenüber Erwachsenen oftmals ein Stück näher an den eigenen Wünschen, am eigenen „Begehren“ in dem von uns entfalten Sinne (vgl.: Olaf Jantz, Regina Rauw 2001). Jenseits (selbst-)stigmatisierender Identitätszwänge wird ein qualitativ neues Gleichgewicht innerer Kompetenzen und Handlungsoptionen möglich.

WelcheR weiß, wo es lang geht?

Doch auf all die Wirren im Zentrum der Jungensicht wirken sämtliche Erwachsene widersprüchlich ein. Während beispielsweise der wilhelminische Opa das „Soldatenselbst“ weiter trägt, preist der Vater als Kind der Bildungsexpansion intellektuelle Überlegenheiten. Während z.B. die Mutter ihren Kleinen gar nicht verlieren mag, preist die Pädagogin im Kindergarten seine Selbstständigkeit. Der Hauptdualismus besteht zwischen dem „Zuhause“ und den pädagogischen Institutionen. Zwar meinen alle genau zu wissen, was für den Jungen gut ist, aber alle meinen zumeist Unterschiedliches. **ELTERLICHE ERZIEHERINNEN** sehen ihren Jungen vor dem Hintergrund der eigenen Familiengeschichte. I.d.R. besitzen Eltern ein Schuldmotiv, das daher rührt, dass ja niemand für das Elternsein ausgebildet wurde. Die Erziehung erzeugt Unsicherheiten, ob Vater und Mutter wohl das Richtige taten. Übertritt der eigene Junge irgendwelche Grenzen, dann fällt dies stets in der einen oder der anderen Weise auf Vater und Mutter zurück. Dementsprechend deutlich sind die Delegationen an Jungen. Es steht nicht immer das Begehren des Jungen und damit m.E. auch nicht dessen Wohl im Zentrum der elterlichen Betrachtung. Vielmehr werden elterliche Erziehungsstrategien bewusst und zum allergrößten Teil unbewusst an derjenigen Maxime orientiert, die für Vater und Mutter Gültigkeit besitzt. Es wird eine Latte angelegt, über die der Junge springen muss, wenn er geliebt sein will. Wenn diese zu hoch gerät, wird der Junge daran verzweifeln. In den allermeisten Fällen bedeutet dies jedoch auch, dass Vater und Mutter meinen, versagt haben. Das ist zumindest ein weit verbreitetes Motiv. Vor diesem Hintergrund ist eine angemessene Begleitung von Jungen zu einem reichhaltigen und gelingenden Mannsein kaum möglich. Elterliche Erziehung erzeugt Leerstellen, die geschlossen werden wollen. Sie hebt Löcher aus, die später mühsam wieder zugeschüttet werden (müssen). Insbesondere die Frustrationen und Entbehrungen in der Eltern-Sohn Beziehung schaffen diese weiter oben beschriebene Bedürftigkeit, die sich über die Abwehrwünsche fest mit machtvoll dominantem Handeln verschränkt. Dabei liefert die differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Beziehungen eines Jungen zu seiner Mutter im Vergleich derjenigen zu seinem Vater sowie die Interaktion der Eltern geschlechtstypische Unterschiede. Es wäre viel erreicht, wenn Väter wie Mütter ihre Jungen aus einer angemessenen Entfernung beobachten und begleiten und sie doch ihren Weg gehen lassen. Für Väter bedeutet dies i.d.R. zu lernen, ihre Söhne „anders sein“ zu lassen. Mütter müssen lernen, sie aus ihrer „umsorgenden Obhut“ loszulassen. Jungen müssen wie Mädchen ihre eigenen Fehler machen, aber genau dann benötigen sie elterliche Erfahrung als Orientierung, ob als Modell oder ob als „Abgrenzungsfolie“. An diesen Imperativen lassen sich die größten Defizite in der geschlechtstypischen familialen Erziehung ablesen. Insbesondere aus der Praxis von Familienberatung habe ich vielfach erleben dürfen, wie sich Jungen entfalten können, wenn Eltern die geschlechtstypischen Stellungen von Jungen in der Familie bewusst werden. Wenn ein Vater beispielsweise von seiner Partnerin lernt, auch die hilflose Seite bei seinem Sohn zuzulassen und zu begleiten und wenn die Mutter „im Gegenzug“ vom Partner lernt, sich vom Sohn situativ abgrenzen zu können und beide ihre eigene Kompetenz dabei nicht zurückstecken, dann werden Geschlechterbeziehungen für den Sohn erlebbar, die ihn angemessen zur Mannwerdung begleiten. Positiv formuliert geht es darum, dass sowohl Väter als auch Mütter ihre Erziehungsverantwortung übernehmen, was

bedeutet, dass sich beide für den Jungen sichtbar in einen stetigen Prozess des Austauschs und der Verhandlung über z.B. Ziele und Aufgaben begeben. Elterliche Liebe wird dann zur Unterstützung und väterliche wie mütterliche Delegationen an den Sohn werden für diesen sichtbar und damit auch verhandelbar. Letztendlich besitzt jeder Junge die Verantwortung für sein Handeln. Doch die Bedingungen der Übernahme von Verantwortung werden durch Eltern erschwert oder eben erleichtert!

Auf der anderen Seite ziehen und drängeln **PROFESSIONELLE ERZIEHERINNEN** an Jungen. Ob nun der Macker ausgetrieben wird oder die „männliche Seele“ getätschelt wird. Ob den Jungen(gruppen) freier Lauf gelassen wird oder ob gegengeschlechtliche Erfahrungen organisiert werden, stets werden Erziehungsideale gestaltet, die i.d.R. nicht mit den Jungen selbst verhandelt werden. Aufgrund einer mehr oder oft eben weniger fundierten Professionalität werden stellvertretend für die Jungen Ziele definiert, an denen sich dann sämtliche Beteiligten zu orientieren haben. Dabei bleiben die Einstellungen und Wissensstände der Eltern oft unberücksichtigt. Notfalls wird dann ein Elternabend mehr angeboten, um die benannt oder oftmals nur latent vorhandenen geschlechtsbezogenen Erziehungsziele (nochmals) zu erklären. Die ausgebildeten PädagogInnen handeln zumeist aus einem Kompetenzmotiv. Handeln die Jungen sozial, dann war auch die pädagogische Maßnahme erfolgreich und der/die PädagogIn zeigte sich kompetent. Fällt der Junge aus der Rolle, so oder so, dann fehlen Fertigkeiten auf der professionellen Seite. Nicht selten dient das Denken und Handeln der Jungen der eigenen Legitimation im pädagogischen Arbeitssektor. Es ist offensichtlich, dass die Verhaltenserwartungen an Jungen auf die eine oder auf die andere Weise deutlich rigide und geschlechtstypisch ausfallen.

Zwischen elterlichen und professionellen PädagogInnen existiert damit i.d.R. ein Konkurrenzverhältnis. Nur manchmal, immer genau dann, wenn die Sorgen um den Jungen allzu groß werden, dann wird eine große „Allianz zum Wohle des Jungen“ z.B. zwischen LehrerIn und Eltern möglich. Wenn die Sicht des Jungen authentisch mit einbezogen wird, dann entsteht die große Chance, dass er die oben entfalteteten Aspekte zu integrieren lernt. Wird über seinen Kopf hinweg entschieden, dann wird die eine oder die andere Seite überbetont. Das Risiko sog. „abweichenden Handelns“ wächst.

Und die Frauen im Leben von Jungen?

Die Frauenwelt(en), die Jungen begegnen, spielen in den frühen Jahren von Jungen und Mädchen eine hervorgehobene Rolle, da die Bindung von Babies und Kleinkindern an die Mutter sehr stark ist. In dieser Zeit spielt die jeweilige **FRAUENWELT** eine zentrale Rolle für die Orientierung von Jungen. Die nüchterne Tatsache bleibt jedoch, dass die Orientierungskraft rapide mit dem Älterwerden von Jungen abnimmt. Bereits der Kindergartenjunge sucht Männerwelten, giert nach Männern, die mit ihm spielen mögen. In dem vorherrschenden Geschlechterdualismus entdeckt bereits der Dreijährige i.d.R., dass er mehr so werden soll, wie Papa und dass seine Welt irgendwie wichtiger und bunter und freier zu sein scheint als die Welt der Mutter. Die Frauenwelt(en) behalten einen gewissen Einfluss

über die Abgrenzung des Jungen vom Weiblichen. Vielleicht kann eine einzelne Frau, etwa die Mutter, die Lehrerin oder die Erzieherin, weiterhin als Modell dienen, dann jedoch nicht in ihrer „Funktion“ als Frau, sondern eben als Lehrende und Erfahrene. Die Frauenwelten selbst gehören für Jungen eindeutig zu ihrer Kinderseite, die im Laufe der Ontogenese zunehmend mehr abgewertet wird. Gelingt es, einen positiven Zugang zur Kinderseite zu bekommen, dann werden auch die alltäglichen Abwertungen der Frauen(welten) zunehmend überflüssig, so die Erfahrung der Jungenarbeit. Frauen können Jungen darin begleiten und sie stärken, indem sie ihnen ein möglichst souveränes Frauenbild entgegenhalten. Die schwache und entnervte Seite kennen viele Jungen von der Mutter her. Kommt jetzt noch die Seite von Autorität, Selbstbewusstsein und unterschiedlichen Fertigkeiten hinzu, dann können sich Jungen auch angemessener orientieren. Werden beispielsweise Autorität und Strafgewalt an Männer delegiert („Warte bis Papa nach Hause kommt!“), dann fällt es auch Jungen leichter, Frauenwelten als irrelevant zu verdrängen. Gelingt es Männern, vor den Augen und Ohren der Jungen eine gleichberechtigt verhandelte PartnerInnenschaft zu leben und Frauenwelt(en) für sich als relevant zu zeigen, dann rückt die jeweilige Frauenwelt der präsentierten Männerwelt ein gehöriges Stück zur Orientierung von Jungen näher. Zumeist geschieht beides nicht! Das erlebbare Geschlechterverhältnis bleibt im Alltag von Jungen zumeist eines von Auf- und Abwertung, Macht, von Konkurrenz und nicht zuletzt auch von Gewalthandeln.

Manifestative Gewalterfahrungen

Wir können davon ausgehen, dass das Thema Gewalt der Ideologie von Männlichkeit eingeschrieben ist. Es gibt wahrscheinlich keinen Jungen, der um eine Auseinandersetzung mit Gewalt herumkommt, ob als Opfer oder als Täter. Nicht jeder Junge wird irgendwann in eine Schlägerei verwickelt. Doch ab der späteren Kindheit bis ins junge Erwachsenenalter sind sämtliche Jungen von gewalttätiger Behandlung bedroht. In Selbstbehauptungskursen an Grundschulen beispielsweise berichten uns Jungen stets von größeren Jungen (neuerdings manchmal auch von „großen Mädchen“), die ihnen auflauern. Schon früh lernen Jungen „bestimmte Ecken“ zu meiden, um nicht angemacht oder gar verprügelt zu werden. Nicht wenige haben sich mindestens einmal „deftig geprügelt“. Besonders heftig erlebe ich den Anstieg während der letzten Jahre an manifestativen Erfahrungen mit Schusswaffen, Tötung von Säugetieren und an Ängsten vor Sexuellem Missbrauch durch Erwachsene. Sowohl die meisten Täter körperlicher Gewalt als auch die Mehrzahl ihrer Opfer sind männlich. Das beweisen sämtliche Statistiken. Damit können wir festhalten, dass sämtliche oberen Differenzierungen des männlichen Seins als Junge von **MANIFESTATIVEN GEWALTERFAHRUNGEN** begleitet werden. Die Ausprägung des Selbst als Junge wird durch Gewalthandeln begleitet und mehr oder weniger bestimmt. Daraus folgen weitere Täter-Opfer-Konstellationen, die wiederum das System aus Dominanz, Bedürftigkeit, Kinderseite und Erwachsenenenseite durchrütteln. Nicht zuletzt wird auch das Verhältnis von Jungenkultur zur Mädchenkultur mitbestimmt. Hier zählen insbesondere sexuell (mit)motiviertes Handeln zwischen Jungen und Mädchen. Auch hier entstehen TäterIn-Opfer-Beziehungen, die sich keinesfalls einseitig gestalten, wenngleich die patriarchalisch gewachsene Struktur das

hierarchische Gefälle eindeutig bestimmt: Männlichkeit definiert die Toleranzgrenzen, in der Weiblichkeit definiert werden kann, Männer zeigen ihre mythologisiert angebliche Überlegenheit insbesondere auch in sexuellen Grenzübertritten gegenüber Frauen und Kindern. Das bedeutet nicht, dass sämtliche männlichen Menschen Grenzen gewalttätig überschreiten oder dies mindestens einmal taten. Doch der Ideologie von Männlichkeit ist die Umkehr von Ohnmacht in Macht, von Opfer in Täter, von Knecht in Herrscher kulturgeschichtlich fest eingeschrieben, ob traditional oder modern. Und dadurch bilden manifestative Gewalterfahrungen einen wesentlichen Teil des Fundaments männlicher Sozialisation.

Jenseits moraliner Zuschreibungen an Jungen und Männer bekommt die Täter-Opfer Betrachtung innerhalb des vorgestellten Modells eine tiefergehende Bedeutung. Die auftretenden manifestativen Gewalterfahrungen von Jungen, Jungengruppen und sämtlichen Beteiligten richten die Einzelteile männlicher Sozialisation aus. So als legten wir jeweils eine besondere Anordnung von Plus- und Minuspolen eines starken Magneten an. Jeder Junge entwickelt ein jeweils spezielles Gefüge der benannten Aspekte aus und die jeweilige Jungenkultur wird dadurch mitbestimmt. Insbesondere die geschlechtshomogenen Jugendkulturen bieten einen Rahmen, der die Möglichkeiten und Grenzen einer inneren Balance bestimmen. Es ist schwer, aus diesem Rahmen zu fallen; es ist schwer die daraus folgenden Begrenzungen zu überwinden. Für Jungen ist es schwer, alternative Handlungsstrategien zu entwickeln, um mit Gewalt oder zumindest mit den Potentialen alternativ konstruktiv umzugehen. Auch durch die Wiederholung an Zuschreibungen durch elterliche und professionelle PädagogInnen ist es für Jungen nahezu unmöglich, aus den männlichen Täter-Opfer Dualismus auszusteigen.

Jungenarbeit – eine Chance zur Neuordnung

Hier bietet Jungenarbeit einen nützlichen Erfahrungsraum für Jungen. Gemeinsam mit Männern können die unterschiedlichen Aspekte von Männlichkeit(en) extrahiert und gemeinsam bewertet werden. Anhand unterschiedlicher Gegenerfahrungen wird für Jungen ein Möglichkeitsraum eröffnet, in dem sie Alternativen kennen lernen, ausprobieren und verwerfen oder manchmal auch annehmen. In jedem Fall lernen sie das eigene Handeln vor dem Hintergrund der geschlechtstypischen Erwartungen und Forderungen an sie zu verstehen. (Vgl. vertiefend zur Trennung von Mannsein und Männlichkeit: Olaf Jantz, Christoph Grote „Mann-Sein ohne Männlichkeit“ in diesem Band.)

Dabei sollten die Bezüge zur Lebenswelt der Jungen als Orientierung für sämtliche Methoden und Zugänge dienen. Das bedeutet, Methoden sollten derart offen, suchend und prozessorientiert gestaltet werden, dass die Jungen ihre Bezüge zu ihren Jungenkulturen selbst präsentieren. Wenn es den Jungen selbst relevant erscheint, werden sie auch das Verhältnis zu „ihren“ Mädchenkulturen mit einbeziehen oder diese gar ins Zentrum ihrer Betrachtung stellen. Es gelten dabei diejenigen Qualitätskriterien, die wir weiter oben ausgeführt haben (vgl.: Christoph Grote, Olaf Jantz „Meine ist die Beste!“ in diesem Band).

Des Weiteren kann die Balance der weiter oben entfalteten Aspekte, bzw. Pole durch die Jungen(gruppen)arbeit stabilisiert werden, indem Jungen von Jungen lernen. Jeder präsentiert eine individuelle Mischung. Lassen wir diese z.B. durch Wahrnehmungsübungen und durch gestalterische Methoden sichtbar werden, entsteht eine Handlungsvielfalt, aus der sich jeder Junge das herauspicken kann, was ihn anspricht. Gelingt es uns, dieses Interesse aufzugreifen, werden nachhaltige Lernprozesse möglich. Dies bezieht sich in erster Linie auf den jeweiligen Jungen, aber zumeist auch auf den Jungenarbeiter selbst. Wenn es beispielsweise gelingt, dass Jungen ihre Bedürftigkeit ein wenig mehr zulassen, dann kann diese Seite durch die Jungenarbeit gestützt werden. Lassen sich Jungen beispielsweise auf eine Phantasiereise in ihre eigene Zukunft ein, dann werden Wünsche offensichtlich, die i.d.R. nicht zu erfüllen sind. Doch akzeptiert der männliche Pädagoge als gleichgeschlechtliches Modell die eigene Begrenztheit und lässt die Jungen daran Anteil nehmen, dann werden auch realistische Lebens- und Berufsplanungen für die Jungen (vor dem Hintergrund einer sie leitenden persönlichen Utopie) möglich: „Wünschen ist schön und manche lassen sich sogar erfüllen.“ Gelingt es den „männlichen Allmachtsphantasien“ eine **kreativ utopische Machbarkeit** entgegenzuhalten, dann ist viel für Jungen erreicht. Vielleicht ist es für den Einzelnen gar möglich, die obigen Dualismen zu verlassen.

Besondere Berücksichtigung verdienen

Um der Vielfältigkeit von Jungen gerecht zu werden, reichen die bereits entfalteten Kategorien jedoch nicht aus. Folgende quer dazu verlaufende Merkmale müssen für die Gestaltung einer fundierten Jungenarbeit stets berücksichtigt werden:

- a) Die zwangsheterosexuelle männliche Identität lässt wenig Spielraum für Jungen, sich jenseits der zweigeschlechtlichen Kleinfamilie zu verorten. Dennoch können wir davon ausgehen, dass sich mindestens ein bis zwei Jungen jeder beliebigen Jungengruppe homosexuell orientieren oder dies irgendwann in ihrem Leben tun werden. Diesem Umstand und der schlichten Tatsache, dass Homophobie eins der zentralen Segmente fast jeder vorkommenden Männlichkeit ist, muss Jungenarbeit gerecht werden. Ob nun antihomophobe Strategien entwickelt werden oder ob wir lediglich körperbezogene Begegnungen zwischen Jungen organisieren, die mögliche sexuelle Orientierung sollte nicht außer Acht gelassen werden. Der Normierungsdruck für sich bereits homosexuell orientierende Jungen (ob ausschließlich oder ergänzend zur heterosexuellen Orientierung) offenbart sich zumeist als extrem hoch. Auch dafür sollten wir eine Unterstützung gewähren. (Vgl. vertiefend: Olaf Jantz 2001b und auch: Michael Schenk 1994.)
Die **SEXUELLE ORIENTIERUNG** stellt damit eine erste Quersicht zur Zentralperspektive auf Jungen dar. Sie sollte niemals aus dem Blick geraten.
- b) Darüber hinaus dient das „Schreckgespenst“ der **BEHINDERUNG** Jungen, um in der sozialen Hackordnung bestehen zu können. Behinderung stellt Männlichkeit als solche in Frage. Ein Junge, wenn er denn Männlichkeit beweist, kann nicht behindert sein.

Umgekehrt erfahre ich in integrativen Jungengruppen immer wieder, dass die Präsenz von Jungen mit Behinderungen sowohl das allgemeine Sozialverhalten ändert als auch sich die Definition dessen, was als männlich gilt resp. was sich Jungen erlauben, völlig neu entwickelt. Es ist z.B. ein umsorgend körperlicher Umgang möglich, der die ansonsten so starren homophoben Grenzen zu überwinden scheint. Ein Junge, dem es gerade schlecht geht, kann hier getröstet, gar gestreichelt werden, ohne dass diesem Handeln ein sexualisiertes Motiv angehängt würde. Behinderung löst also einerseits sämtliche Ängste vor Krankheit und anderen Begrenzungen aus und muss von daher rigoros abgelehnt und abgewertet werden. Andererseits bedeutet sie einen Ausweg aus dem Zwangskorsett von Männlichkeit(en). Deshalb ist es sehr hilfreich, das Bedingungsfeld Behinderung mit Jungen zu bearbeiten. Dabei verbietet sich jedoch der moralisch saure Imperativ an Jungen: „Da solltest Du aber mehr Rücksicht zeigen!“ Vielmehr geht es darum, mit Jungen gemeinsam verstehen zu lernen, welchen „Angriff“ eine mögliche Behinderung auf die männlichen Autonomiebedürfnisse bedeutet und zu entdecken, welchen Gewinn wir z.B. auch aus Krankheit gewinnen können. Behinderung und Krankheit sind zwei verschiedene Phänomene, die zunächst rein negativ bewertet sind, bieten analog Orientierungen an, um aus dem „Männlichkeitswahn“ aussteigen zu können. So unterstützt die Integration von Jungen mit Behinderung diese nicht nur in ihrem Recht auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, sondern verhilft den anderen Jungen bei einer adäquat anerkennenden pädagogischen Begleitung zu einer Integration eigener Schwächen. Sämtliche Jungen können somit voneinander lernen!

- c) **Interkulturelle Verschiedenheiten** bieten eine weitere Chance, Männlichkeit neu zu verhandeln. Jungen, die in unterschiedlichen Regionen Deutschlands, Europas oder anderen Teilen der Welt aufgewachsen sind (oder deren Eltern), offenbaren eine jeweils unterschiedlich beeinflusste Balance zwischen den oben genannten Polen. Jemand, der rassistische Ausgrenzung erfahren hat, entwickelt gänzlich andere Selbstbehauptungsstrategien als jemand, der schon immer zur gesellschaftlichen u.v.a. sozialen Mehrheit gehörte. Das Männerbild bei kriegserfahrenen Jungen ist durch traumatisierende Erlebnisse beeinflusst, während das typisch bildungsbürgerliche „Kinderladenkind“ möglicherweise durch behütende Männlichkeit geprägt wurde. Die jeweils regionale Kultur einschließlich ihrer vielen Neben- und Subkulturen bestimmt all das, was sich Jungen zugestehen und das, was sie anderen Jungen und Mädchen zugestehen. Der geschlechtstypische Habitus, der öffentlich präsentiert wird, steht nicht selten den inneren Zweifeln und Toleranzen entgegen. Diese Vielfalt lebendig werden zu lassen, deutet auf die große Entwicklungschance, die uns die interkulturelle Begegnung in der Jungenarbeit bietet. Die kleinen wie die großen **MIGRATIONSERFAHRUNGEN** der Jungen können dabei produktiv aufgegriffen werden, wenn es uns gelingt, die Klippen der stigmatisierenden Selbst- und Fremdzuschreibungen zu umschiffen. (Vgl. ausführlich: Olaf Jantz „Sind die wieder schwierig!“ in diesem Band.) Bereits familiäre Umzüge von dem einen Dorf in die nächste Kleinstadt können derart prägend für Kinder sein, dass sie sich nachhaltig auf die innere Regulation von Wunsch und Männerbild auswirken, so dass es sich bereits

um zumindest eine „Miniversion“ von Migration handelt. Dieses sollten wir ebenso aufnehmen wie die offensichtliche Migration von Jungen, die in einem anderen Land geboren sind oder trotz der Geburt in Deutschland als Ausländer „gehandelt“ werden. Dabei liefern **SPRACHE**, **RELIGION** und die eigene **ETHNIE** einen besonderen Zugang zur Verschiedenheit. Wenngleich sich meiner Erfahrung nach eher die „coolen und tollen Jungen“ zusammentun, gegen die „Leisen“, die „Luschen“, die „Nieten“, die „Verlierer“, die „Schwulies“ u.a. „Nicht-männlichen“, ist es im alltäglichen Gegeneinander doch immer wieder nützlich, sich auf die eigene Sprache zurückzuziehen. Auf einmal sprechen die Aussiedlerjungen russisch und viele andere türkisch, während die PädagogInnen und ein paar andere gar nichts mehr verstehen. Sprache dient hervorragend der Ausgrenzung. Und dies gilt insbesondere umgekehrt auch für beispielsweise Aussiedler, die nun gezwungen sind, sich in einer Sprache zu artikulieren, die allem „Blutrecht“ auf den deutschen Pass zum Trotz eine Fremdsprache für sie bedeutet. Der kommunikative Alltag vieler Jungen und noch viel mehr der Jungenarbeit, insbesondere in der Arbeit mit sog. sozial benachteiligten Jungen in Deutschland, ist dementsprechend von zwei sprachbedingten Hauptdynamiken geprägt: 1. Die deutsche Sprache baut vielen Jungen mit Migrationshintergrund v.a. im Bildungssystem Barrieren auf. 2. Sprache dient auch Jungen der Ausgrenzung anderer.

Auch damit wird das Verhältnis der unterschiedlichen Aspekte von Männlichkeit durch die sprachliche Codierung mitbestimmt. Es geht in der Jungenarbeit oftmals genau darum, dass Jungen ihre eigene Sprache für eigene Erlebnisinhalte finden. Diese Sprache unterscheidet sich zumeist von der unsrigen. Diese produktive Spannung verschiedener Codierungen von angeblich männlichem Handeln bietet eine herausragende Chance der mitmännlichen und interkulturellen Begegnung in der Jungenarbeit.

Das gilt auch für den (eigenen) Bezug zur Religion. Dabei spielt es eine große Rolle, gerade für die Machbarkeit von Methoden in der Jungenarbeit, ob der einzelne Junge sich religiös orientiert oder nicht und ob wir Erwachsene „religiös denken und leben“ oder eben nicht. Wir werden insbesondere in Seminaren, in denen es auch oder gar zentral um Liebe, Freundschaft und Sexualität geht, mit unterschiedlichen Schwierigkeiten konfrontiert. Es ist für das Gelingen solcher Seminare zentral wichtig, welche religiösen Bezüge vorhanden sind: Orthodox christlich, fundamentalistisch islamisch, „normal“ dogmatisch christlich, freikirchlich christlich, bibeltreu, sektenangebunden, puritanisch, nihilistisch, jüdisch, christlich, muslimisch, sunnitisch, schiitisch, jemenitisch, buddhistisch, hinduistisch, um nur einige zu nennen. Auch hier ist klar, dass ebenso wenig, wie wir sämtliche uns möglicherweise begegnenden Sprachen erlernen können, wir die Zeit aufbringen werden, uns auch nur mit einer anderen Religion umfassend zu beschäftigen. Wichtig erscheint mir, dass wir das pädagogische Ohr für die religiösen Anklänge öffnen, die von den Jungen vorgetragen werden. Dabei wird es weitaus schwieriger sein, unser Vorurteil, unser „gut gesättigtes Halbwissen“, beiseite zu schieben, um uns den jeweils individuellen Repräsentanzen von religiöser Zugehörigkeit widmen zu können. Behauptungen über „den Islam“

beispielsweise nützen i.d.R. nichts für die angemessene Begleitung eines jeweils unterschiedlich gläubigen, muslimischen Jungen, es sei denn für das Verständnis um die alltäglichen Zuschreibungen, die auf ihn einströmen könnten. Auch hier geht es weitaus mehr um die fragende und suchende Haltung gegenüber den Jungen, geht es doch darum die männlichen Suchbewegungen unterstützend, nicht zurichtend zu gestalten!

- d) Die abschließende Quersicht bieten die **UNTERSCHIEDLICHEN SOZIALEN LAGEN** von Jungen. Während wir bei Jungen mit höheren Bildungsaussichten weitaus mehr soziologische Phantasie (vgl. Olaf Jantz 1998) antreffen, begegnet uns bei Jungen, die soziale Benachteiligung erfahren, zumeist die Fähigkeit eines körperbezogen und emotional unmittelbaren Kontaktes. Während wir also z.B. mit Gymnasiasten über die kognitive Umstrukturierung das gesellschaftliche Männerbild mit dem eigenen in Bezug setzen können, lassen sich Jungen der sog. Unterschicht sehr schnell auf Wahrnehmungsübungen u.a. gestaltpädagogische Methoden ein. Auch Jungen lernen in ihrer jeweiligen sozialen Schicht unterschiedliche Zugänge zur Realität. Existieren Defizite in der sprachlichen Kompetenz, dann müssen Auswertungszettel u.a. Methoden, die das Schreiben mit einschließen, wohlbedacht eingeführt werden. Sie sind i.d.R. möglich, müssen aber von der schulischen Definitionsmacht zwischen richtig und falsch befreit werden. Sind bildungsbürgerlich erzogene Jungen es gewohnt, sich stets vom Kopf her zu verständigen und entwickeln sie vermehrte Ängste gegenüber körperbezogener und affektiver Begegnung, dann dürfen die für sie (psychologisch) sinnvollen Angstbarrieren nicht einfach eingerissen werden. In einem sanften Aufbau werden rationalisiert geübte Jungen Stück für Stück an Körperwahrnehmung und Gefühlssensibilisierung beispielsweise mit Vertrauensübungen herangeführt.

Jede soziale Gruppe der Gesellschaft entwickelt zu einem nicht unwesentlichen Teil eigene kulturelle Codierungen. Soziales Handeln ist auch bei Jungen darauf bezogen. Deshalb sollten wir uns eingehend mit unserer eigenen (erwachsenen) Befremdung auseinandersetzen, die so mancher Junge in uns auslöst. Auch hier gilt die Maxime, dass wir vor der Einordnung des Verhaltens von Jungen bzgl. der jeweiligen Ideologie von Männlichkeit die jeweilige „soziale Normalität“ kennen lernen müssen. Ob das Tun von Jungen eher als soziales denn als unsoziales Handeln eingeschätzt wird, liegt im Auge der BetrachterInnen und ist begründet in der interkulturellen Begegnung zwischen Jungenkultur, sozialer Herkunft der Jungen und unserer eigenen sozialen Herkunft als jetzt Erwachsene und als überwiegend Angehörige der Mittelschicht.

Damit wird deutlich, dass wir diese Quersichten anlegen müssen, um Jungen gerecht werden zu können. Wollen wir etwas bei Jungen verändern, müssen wir zunächst deren Realität anerkennen. Doch um anerkennen zu können, müssen wir zuerst die jeweils konkreten Facetten ihrer Realität verschränkt mit den vorliegenden Ideologien von Männlichkeit(en) verstehen, erklären und bis zu einem angemessenen Punkt auch wertschätzen. Erst dann ist die professionelle Beziehung derart tragfähig, dass sich Jungen lernoffen für unsere Angebote

zeigen. Haben sie den Eindruck, dass ihre Realität missachtet wird, werden sie gesunderweise blockieren.

Männliche Suchbewegungen

Jungen suchen also nach einem lebbareren Junge-Sein resp. Mann-Sein. Sie entdecken dabei schon früh unterschiedliche Männlichkeiten, die sie als Orientierung für das eigene Jungesein und dann schließlich für die Mannwerdung nutzen. Zwischen der Ideologie von Männlichkeit(en) und der Realität ihres Jungeseins wird die eigene Männerwelt ausgelotet, modifiziert, verworfen und wieder neu errichtet. Dabei entstehen Spaltungen, die wir produktiv aufgreifen können. Insbesondere die Pole Täterseite-Opferseite, Dominanz-Bedürftigkeit und Kinder-Erwachsene bieten einen Aufschluss über die inneren Widersprüchlichkeiten von Jungen. Lernen wir die daraus bei uns entstehenden Ambivalenzen auszuhalten, sie gar konstruktiv zu verstehen, dann wird eine Unterstützung von Jungen möglich, die den pädagogischen Alltag ungemein erleichtert. Unsere Widerstände gegen so manch jungentypisches Denken und Handeln wird verständlich(er) und wir zeigen uns damit gelassener. Die oftmals beobachteten Gefühle von Ohnmacht und Überflüssigkeit gegenüber vielen Jungen weichen der Machbarkeit pädagogischer Begleitung. Männliche wie weibliche PädagogInnen können anhand dieses jungentypischen Koordinatensystems ihre Kompetenzen entfalten, um Jungen in ihren männlichen Suchbewegungen zu unterstützen. Erst in der von Anerkennung und Wertschätzung getragenen Begegnung zwischen Erwachsenen, insbesondere als elterliche und professionelle ErzieherInnen, und Jungen werden nachhaltige Bildungsprozesse möglich. Auch die Definition dessen, was Jungenarbeit bedeutet, wird dadurch stets von den an ihr teilhabenden Jungen selbst mitdefiniert. Insofern bietet das vorgestellte Modell einen Hebel für die **JUNGENARBEIT ZWISCHEN BEGEGNUNG UND VERÄNDERUNG** auf sämtlichen Ebenen, wenn wir jedes Jungenseminar, jede Jungenberatung und jede geschlechtsbezogene Arbeit mit Jungen als interkulturelle Begegnung zwischen Jungen- und Erwachsenenkultur begreifen.

Literatur

Hans-Volkmar Findeisen / Joachim Kersten: Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt. München 1999.

Anita Heiliger / Constance Engelfried: Sexuelle Gewalt. Männliche Sozialisation und potentielle Täterschaft. Frankfurt a.M. 1995.

Olaf Jantz: Mannsein ohne Männlichkeit? Ein geschlechtsbezogenes Bildungskonzept vor dem Hintergrund der Kritischen Theorie und Kritischer Männerforschung. Göttingen Februar 1998.

Olaf Jantz: Gleich und fremd zugleich. Die produktive Herausforderung dekonstruktivistischer Gedanken für die Geschlechtsbezogene Pädagogik. In: Rauw, Regina / Jantz, Olaf / Reinert, Ilka / Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hrsg.): Perspektiven Geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit. Reihe Quersichten Band 1. Opladen 2001a, S.43-66.

Olaf Jantz: Homophobie - Die Angst der Männer vor den Männern. Möglichkeiten und Grenzen der mitmännlichen Begegnung in der Jungenarbeit. In: Rauw, Regina / Jantz, Olaf / Reinert, Ilka / Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hrsg.): Perspektiven Geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit. Reihe Quersichten Band 1. Opladen 2001b, S.43-66.

Olaf Jantz / Regina Rauw: Alles bleibt anders! Standortbestimmung Geschlechtsbezogener Pädagogik.: Rauw, Regina / Jantz, Olaf / Reinert, Ilka / Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hrsg.): Perspektiven Geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit. Reihe Quersichten Band 1. Opladen 2001, S.17-42.

Michael Meuser / Cornelia Behnke: Tausendundeine Männlichkeit? Männlichkeitsmuster und sozialstrukturelle Einbindungen. In: Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich / hrsg. vom Sozialistischen Büro Offenbach. Heft 67: Multioptionale Männlichkeiten? Bielefeld 1998, S.7-26.

Dieter Schnack, Rainer Neutzling: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek 1992.

Ilka Reinert / Olaf Jantz: Inter, Multi oder Kulti? Inwiefern die Geschlechtsbezogene Pädagogik die interkulturelle Perspektive benötigt: In: Rauw, Regina / Jantz, Olaf / Reinert, Ilka / Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hrsg.): Perspektiven Geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit. Reihe Quersichten Band 1. Opladen 2001, S.89-110.

Michael Schenk: Die Funktionen der „Schwulenfeindschaft“ bei männlichen Jugendlichen. In: deutsche jugend, Heft 10/1994; 42. Jg.; S. 446-454.

Lothar Wegner: Wer sagt Jungenarbeit sei einfach? In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- u. Sozialbereich, 1995, Heft 56/57, S. 161ff.